

Pfarrer Wilhelm Wegner

Der Gott der kleinen Dinge

Predigt am Sonntag, 4. Dezember 2005 in der Evangelischen Akademie Arnoldshain zur Tagung „Im Riesenreich der Zwerge, Nanotechnologie – Technik ohne Risiko?“

Liebe gottesdienstliche Gemeinde,

schon in so mancher Wohnung habe ich ein Plakat hängen sehen, auf dem ein Zitat von Albert Einstein zu lesen war: „Zwei Dinge sind unendlich; das Universum und die menschliche Dummheit. Bei ersterem bin ich mir aber nicht ganz sicher.“

Wer denkt bei dem Begriff Universum – außer an Miss Universum – nicht an Weltall, riesig, Kosmos, die Ganzheit der denkbaren Welt? Es ist ein Begriff, den wir für das größte zu Denkende, nämlich als Ausdruck für schlechthin alles benutzen, darum sagen wir: das Weltall.

Das Universum ist unbegreiflich groß, es ist unbegreiflich, da nicht zu greifen. Einfach riesig, diese Welt. Wir versuchen, zu begreifen: Wir entwickeln Kosmologien und wollen auf der Zeitachse die unendliche Zahl von Milliarden Jahren einfangen und in der Raumausdehnung die unendliche Größe. Und gleichzeitig fragen wir uns, was die Welt im Innersten zusammenhält. Darum fragen wir einerseits nach der Größe und der Ausdehnung und andererseits genauso nach der Kleinheit der Dinge. Wie der Makrokosmos, so übersteigt der Mikrokosmos jedes haptische, räumliche, erfahrungsgesättigte Vorstellungsvermögen der Menschen. Wir gehen – sowohl individuell und alltagstauglich als auch wissenschaftlich und begrifflich – immer davon aus, dass der Mensch das Maß aller Dinge ist. Und das bedeutet, dass wir die Erweiterung der Perspektive nach oben, also in Richtung von Größe und Ausdehnung, genauso mit unseren Begriffen vom menschlichen Maß aus definieren wie die Erweiterung der Perspektive nach unten, in die Kleinheit, wie es uns auf dieser Tagung anschaulich vorgeführt wurde. Der Mensch als Maß aller Dinge? Das kann Ausdruck der Bescheidenheit sein, der Relativierung unserer Perspektiven. Der Mensch ist dann ein Teil im Schöpfungsganzen. Es kann aber auch Ausdruck der Arroganz sein, eine Anmaßung, die den Menschen zum Maßstab aller Bewertungen macht und das Eigenrecht der anderen Dinge nach menschlichem Maß relativiert.

Yehudi Menuhin, der große Künstler, hat folgendes Zitat hinterlassen:

„Nach meiner Auffassung ist der Kosmos in uns, wie umgekehrt wir im Kosmos sind. Wir gehören zum Universum ebenso, wie es ein Teil von uns ist.“

Diese Betrachtung ist außerordentlich tiefsinnig. Gewohnt sind wir ja, lineare Aussagen zu bestätigen oder zu verwerfen. Hier haben wir aber eine dialektische Aussage, und dialektische Aussagen sind sehr viel komplexer. Wir sind im Kosmos – er ist in uns. Damit werden wir auf eine Analogie hingewiesen, die wir gern vernachlässigen. Aber es ist so: wir können nur wahrnehmen, von was wir ein Bild haben. Schon unser Frankfurter Heimatdichter Goethe hat diesen Zusammenhang so benannt: „Wär nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnte es nicht erblicken.“

Der Meister der Analogie von Groß und Klein und Oben und Unten ist Hermes Trismegistos, der Pate der Alchimisten und Ahnherr der Esoteriker; er kleidet die Analogie von Makrokosmos und Mikrokosmos in den Satz: „Wie oben, so unten.“ Diese Analogien kennen wir aus verschiedenen anderen Zusammenhängen, nicht zuletzt aus der Heilkunst. Würde nicht das Ganze im Teil repräsentiert, gäbe es keine Fußreflexzonen, keine Akupunktur, keine Irisdiagnose.

Nun kommen wir auf die Frage der Größe Gottes zu sprechen. Die Größe Gottes steht in der Tradition aller Religionen außer Frage. Gemeint ist damit seine Macht, seine Kompetenz, seine Steuerungsfähigkeit. Würde man Gottheiten nicht alles zutrauen, wäre jedes Gebet, jede magische Praxis und die meisten Formen der Verehrung überflüssig und unsinnig. Im Monotheismus ist es erst recht so, weil dem einen Gott alles zugetraut wird. Er wird der Erhabene genannt, der Einzige, der Allerbarmer, der Schöpfer aller Dinge. Auch im Christentum singen wir: Großer Gott, wir loben dich. Ehre sei Gott in der Höhe. In diese Verehrung der Größe Gottes sind auch Naturwissenschaftler von Alters her eingebunden. So ist ein Lobpreis von Johannes Kepler überliefert, der auf folgende Weise Gott pries:

Groß ist unser Herr und groß seine Macht
und seiner Weisheit kein Ende.
Lobet ihn, Sonne, Mond und Planeten,
in welcher Sprache immer
euer Loblied dem Schöpfer erklingen mag.
Lobet ihn, ihr himmlischen Harmonien,
und auch ihr, die Zeugen und Bestätiger
seiner enthüllten Wahrheiten!

Und du, meine Seele,
singe die Ehre des Herrn dein Leben lang!
Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge,
die sichtbaren und unsichtbaren.
Ihm allein sei Ehre und Ruhm
von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Ich danke dir, Schöpfer und Herr,
dass du mir diese Freude an deiner Schöpfung,
das Entzücken über die Werke deiner Hände
geschenkt hast.
Ich habe die Herrlichkeit deiner Werke
den Menschen kundgetan,
so weit mein endlicher Geist
deine Unendlichkeit zu fassen vermochte.
Wo ich etwas gesagt habe, was deiner unwürdig ist,
oder wo ich der eigenen Ehre nachgetrachtet habe,
da vergib mir in Gnaden.

Im Kontrast zur Größe Gottes können wir aber auch vom Gott der Kleinheit sprechen. Die Bilder von Gottes Kleinheit begegnen uns auch in biblischen Offenbarungsgeschichten: Da ist im dritten Kapitel des zweiten Mose-Buches von dem brennenden Dornbusch die Rede, durch den Gott sich zeigt. Da erfährt der Prophet Elia am Horeb Gott nicht im Sturm und nicht im Gewitter, sondern im

leichten Säuseln eines sanften Windes. Vor der geschichtlichen Entwicklung des Monotheismus kennen wir schon in archaischen und mythischen Darstellungen das Bild von den verborgenen Kräften in der Erde, die einerseits als Fruchtbarkeit das Wachstum und die Vielfalt von Pflanzen und an Tieren hervorbringen, aber auch die ebenso verborgenen Kräfte, die in den Mineralien schlummern, als begehrte Bodenschätze. Unsere germanischen Vorfahren verehrten die Göttin Hel wie die Griechen die Demeter, die als Göttin der Fruchtbarkeit eng mit dem Bodenleben zu tun hatte. Die Göttin Hel, die uns im Märchen von der Frau Holle begegnet, ist Göttin der Bodenfruchtbarkeit und zugleich des Totenreiches. Die Toten werden zur Erde bestattet, aus dem Humus entsteht neues Leben. Schneewittchen landet bei den sieben Zwergen, die ausrücken, um als Bergleute die Bodenschätze aus dem Erdreich, aus dem Felsgestein zu lösen. Mal sind die Zwerge freundlich und den Menschen wohlgesonnen wie die Heinzelmännchen von Köln, mal sind sie geizig und böse wie im Sagenkranz des Nibelungenschatzes. In Nordhessen, wo Frau Holle auf dem Hohen Meißner ihren Sitz hat, redet man von den Zwergen als den Haulemännchen, die die unterirdischen Schätze verbergen oder freigeben. Im jüngeren Monotheismus sind all diese Elemente, man könnte geradezu sagen: Spurenelemente, in der Schöpfungsallmacht Gottes aufgehoben. So lesen wir im Psalm 104: Du lässt Gras wachsen für das Vieh und Saat zunutze den Menschen.

Im Laufe der Geschichte der Gottesbilder wird auch unser Gott als groß und als klein beschrieben. Manchmal beides zugleich, in dem Interesse, seine Größe und seine Macht im kleinsten darzustellen. In den apokryphen Schriften, jenen Teilen des Alten Testaments, die normalerweise nicht zum Kanon gezählt werden, lesen wir im Buch der Weisheit Salomos, im 11. Kapitel:

Die ganze Welt
ist vor dir wie ein Stäublein auf der Waage
und wie ein Tropfen des Morgentaus,
der zur Erde fällt.

Du aber liebst alles, was ist.
Wie könnte denn etwas bleiben,
was du nicht wolltest?
Oder wie könnte Bestand haben,
was du nicht gerufen hättest?

Du bewahrst alles,
denn es ist dein, Herr,
du Liebhaber des Lebens,
und in allem
ist dein unvergänglicher Geist.

Einerseits ist Gott der große: das Universum wird zum Staubkorn; andererseits ist er extrem klein: in allem ist sein unvergänglicher Geist.

Mit den Gottesbildern ist das so eine Sache. Wir müssen wissen, dass es immer nur Bilder von Gott sind. Und wenn wir versuchen, Gott zu denken, so kommen wir seiner Wirklichkeit wahrscheinlich am nächsten, indem wir immer komplementär

denken: Einerseits Gott als Person, als vertraute väterliche und mütterliche Gestalt, ganz dem Menschen zugewandt – und andererseits als unendliches Meer, als Weite, als der, der noch das All umhüllt.

Das Denken der Mystiker hat den Versuch gemacht, die jeweils verborgene Seite Gottes zur Sprache zu bringen. Angelus Silesius, der barocke Dichter mystischer Frömmigkeit (1624 – 1677) schreibt:

„Die zarte Gottheit ist ein Nichts und Übernichts;
wer nichts in allem sieht, Mensch, glaube, dieser sieht's.“

Wenn Gott Alles ist, ist er sowohl das Große als auch das Kleine. Das Ewige, fern, sich selbst genug in sich ruhend, wie es das Bild der Antike vermitteln will, als auch der Zugewandte, der das Augenblickliche verkörpert. Gott also als der Ewige – und Gott in einem Nu. So wie die Philosophen Gott eher außerhalb der Welt beschreiben, so versuchen die Mystiker ihn als der Welt innewohnend darzustellen. Dafür haben sie eine gute Tradition in Anspruch zu nehmen: Die Vorstellung aus dem jüdischen Denken, dass der Schöpfergott Wohnung in seiner Schöpfung nimmt. Alles ist in ihm und er ist in allem. Diese Tradition der Einwohnung Gottes in der Schöpfung, die Schechinah, bedeutet, dass er als liebender und zugewandter Gott Leidenschaft beweist, indem er sich der Vergänglichkeit aussetzt. Diese Vorstellung ist schon in der Frühzeit des Christentums auf Christus selbst angewandt worden, der als kosmischer Christus verstanden wurde und damit der Umhüllende für alles Sichtbare und Unsichtbare wurde, zugleich aber auch in allem drin ist. Wir lesen eine solche hymnische Beschreibung des kosmischen Christus im 1. Kolosserbrief, in den Versen 12 bis 20.

Mit Freude danken wir dem Vater,
der euch fähig gemacht hat,
mit den Heiligen zusammen sein Licht zu schauen.
Denn Gott hat uns errettet
aus der Macht der Finsternis
und hat uns versetzt in das Reich
seines geliebten Sohnes.
In ihm finden wir Erlösung
und Vergebung unserer Sünden.

Er, Christus, ist das Bild des unsichtbaren Gottes.
Er ist der Früheste unter allen Geschöpfen.
(Er ist das Grundmuster, das der Welt zugrunde
liegt.)
In ihm ist alles geschaffen,
was im Himmel und was auf der Erde ist,
das Sichtbare und das Unsichtbare,
auch alle Mächte und Kräfte der Natur,
alle Stoffe und Elemente, alle Ordnungen und Gesetze.
Es entstand alles aus ihm,
durch ihn und auf ihn hin.
Er steht am Anfang von allem,
und alles besteht in ihm.
Er ist auch das Haupt seiner Gemeinde,

die sein Leib ist.
Er ist die bestimmende Kraft,
wenn es um die Auferstehung vom Tode geht.
Er hat in allen Dingen den ersten Rang,
denn es hat der Fülle Gottes,
(seiner Weisheit und Schöpferkraft)
gefallen, in ihm zu wohnen
und alles in ihm zu versöhnen.
(Allen Streit, unter dem die Welt leidet,
den Streit zwischen Mächten und Gewalten,
zwischen Licht und Finsternis zu beenden,
auch den Streit zwischen den Menschen
und in ihnen selbst,
so dass Frieden entsteht auf der Erde
wie im Himmel.)
Dafür ist er am Kreuz gestorben.

Wer im Christentum das Gottesbild so beschreibt, dass alle Dinge der Welt in Gott sind, findet Zustimmung. Wer daneben sagt, dass Gott in allem ist, setzt sich dem Vorwurf des Pantheismus aus. Wenn alles göttlichen Charakter hat, wird da nicht die Trennung zwischen Schöpfer und Geschöpf aufgehoben?

Der Gedanke, dass Gott der Schöpfung einwohnt, wäre zu bezeichnen als „Pan-entheismus“. Jörg Zink fasst das in die Fragen: Wo ist der Acker, wenn nicht in Gott? Wo ist Gott, wenn nicht im Acker?

Noch etliche Zitate und poetische Ausformungen von Mystikern und Theologen wären denkbar, die diesen Zusammenhang anschaulich machen könnten.

Es bleibt ja die Frage, wie macht sich Gott begreiflich? Wie wird er verständlich und erfahrbar? Das Neue Testament gibt uns darauf in vielen anschaulichen und lebensvollen Erzählungen eine deutliche Antwort: Gott nähert sich menschlichem Maß. Weil der Mensch nicht anders denken kann, als sei der Mensch das Maß aller Dinge, wird Gott Mensch. Er zeigt damit, was er will:

Selbst Menschen, die sich klein und ohnmächtig wie Säuglinge erfahren, werden zum Maß genommen. Das ist das Geheimnis des Kindes in der Krippe. Des Menschen Verletzlichkeit, seine Zerstörbarkeit wird zum Maß des Lebens des göttlichen Menschen Jesus. Er stirbt am Kreuz.

Gott, der Mensch wird, bleibt unbegreiflich in Größe und Kleinheit. Er wird aber handgreiflich in Jesus Christus. Er lässt sich auf menschliche Beziehungen ein und wird damit ein Bild bedingungsloser Zuwendung. Diese Beziehung bedeutet sowohl Liebesfähigkeit als auch Leidensfähigkeit.

Die große Liebe Gottes ist die Schöpfung. Die große Liebe Gottes, der ein Liebhaber des Lebens ist, gilt innerhalb der Schöpfung dem Menschen. Die Liebesfähigkeit des Menschen heißt aber, nicht überheblich zu werden, selbst wenn er sich selbst zum Maß aller Dinge nimmt. Das Maß des Menschlichen ist das Humanum. Es ist begrenzt durch die Frage nach der Humanität.